

ST. MARTIN

Eng benachbart liegt der Berghang St. Martin dem Kirchhügel Straßgang, auch in ihrem geschichtlichen Werdegang finden wir beide nahe zusammen. Auch in St. Martin fanden sich steinerne und metallene Zeugen, daß es schon in römischer Zeit bewohnt war. Schon M u c h a r berichtet, daß „in neuester Zeit“ am Schlosse das Vorderstück

eines massiven kolossalen Löwen von trefflicher plastischer Arbeit, am Bergabhang in einem Erdhügel antikes Geräte zutage kam. Knapp und treffend skizziert

Dr. Konrad Schwach, fußend auf einer hinterlassenen Arbeit des Admonter Historikers Jakob W i c h n e r, in einer kurzen Studie über Schloß und Kirche St. Martin, abgedruckt in den Blättern für Heimatkunde 1925, die wechselnden Besiedlungsvorgänge auf diesem uralten Kulturboden: „Hier hat man steinzeitliche und andere prähistorische Fun-



Abb. 14. Palme in der Hand, Lorbeer im Haar...

der Name eines solchen ersten Ansiedlers erhalten, der Wezil hieß, Baierdorf weist auf den Stamm hin, dem die ersten deutschen Siedler angehörten ... Wohl schon die Franken haben die erste Kirche in St. Martin gegründet und diese ihrem Volksheiligen geweiht.“

In welchem Jahr dies geschehen ist, wird aus Mangel an Urkunden aus der Frühzeit germanischer Besitznahme unserer Stadt und Landschaft wohl kaum jemals festgestellt werden können. Wir vermögen nur aufzuzeigen, wann auf Grund gesicherter Dokumente der Lichtkegel der Historia auf das lieblich gelegene Gotteshaus fiel. Im selben Jahr 1055, da auch die Kirche zu Straßgang erstmalig genannt ist. Da die bereits besprochene Urkunde von „Strazkang apud Sanctum Martinum, Strassgang bei St. Martin“ spricht, könnte man den Eindruck gewinnen, St. Martin sei der bedeutendere und

de bei Eggenberg (in der sogenannten Einsiedelei) gemacht, hier haben schon die Kelten gewohnt und Römer ihre Villen gebaut. Hier haben sich nach der Völkerwanderung Slawen niedergelassen, wie slawische Namen z. B. Gösting und Bodagor bei der Einöde von Wetzelsdorf oder Eggenberg beweisen. Hier haben sich dann germanische Franken angesiedelt, als Karl der Große die Awaren besiegt hatte, später, nach der Ungarnzeit, haben die Bayern die Gegend besetzt. In Wetzelsdorf ist uns noch

ältere Kirchort gewesen. Einen strikten Beweis dafür können wir freilich nicht erbringen, vieles spricht dagegen: die Nennung des Ortes Straßgang um 1030 und die Übertragung der Pfarre Feldkirchen nach Straßgang. Die angezogene Urkunde Zahn I, 60 selber beinhaltet die Übertragung der halben Einkünfte St. Martins an das Erzbistum Salzburg durch Kaiser Heinrich III.

In der steirischen Reimchronik, geschrieben zu Ende des 13. Jahrhunderts von Ottokar Horneck, wie schon Kumar feststellt, erst Gefolgsmann Ottos von Lichtenstein, dann Chorherr zu Admont, steht im Kapitel 391 der Vers:

Also gab vns der wakher
Von Steyr Herczog Ottakcher,
Waz dez Aigens möcht gesein
Pey Grecz dacz Sand Mertein ...

Diese Schenkung des Markgrafen Ottokar an Admont hat, wie die Übergabe Straßgangs an den Erzbischof von Salzburg, eine lange und tumultuose Vorgeschichte: Bei Straßgang der Verrat Bothos am Kaiser, bei St. Martin die Freveltat Günthers von Hohenwarth an Abt Wolfold (Wolvold). Dieser war der fünfte Abt Admonts, einer der tüchtigsten Vorsteher des berühmten Stiftes, dem er zweiundzwanzig Jahre vorstand. Er war nicht bloß ein frommer und gelehrter Ordensmann, sondern auch ein vielseitiger Organisator und zeitaufgeschlossener Kolonisateur. Das Paltental um Barendorf machte er erst urbar. Seine besondere Obsorge galt dem jungen Nonnenstifte zu Admont. Er widmete ihm aus den Stiftseinkünften bedeutende Anteile an Flachs und Wolle, damit sich die Klosterfrauen ihre Kleider selbst weben konnten. Seine häufigen Besuche der Camera Dominarum begleitete mancherseits böser Argwohn. Es bildete sich, wie die Admonter Chronik sagt, gegen ihn eine *oppinio sinistra*, eine schiefe Meinung. Selbst einige Mitbrüder konnten sich des Mißtrauens nicht erwehren und sann auf Absetzung. Diese Mißstimmung machte sich der damalige Besitzer von St. Martin, Günther von Hohenwart, zu Nutze. Als Archidiakon des Erzbistums war Wolvold von Erzbischof Konrad I. beauftragt worden, das Nonnenstift zu St. Georgen am Längsee zu visitieren. Er fand vieles nicht in Ordnung und maßregelte einige Nonnen, am schärfsten eine Base des Markgrafen. Als er von seiner Amtshandlung heimkehren wollte, überfiel ihn Günther und verhängte eine damals landesübliche „Strafe“: Er setzte ihn verkehrt auf das Reitpferd und ließ ihn einen „schimpflichen Ritt“ tun. Dann kerkerte er ihn ein und entließ ihn erst, als sich die Mißhandlung am greisen Priester bedenklich auszuwirken begann. Schon von Todesahnungen umschattet, fühlte sich der Abt gedrängt, seine Unschuld durch ein Gottesurteil zu erhärten. Er nahm drei Mönche mit sich auf den „Blaberg“ zu einer Schmelzhütte. Dort hob er ein glühendes Eisenstück aus der Esse und hielt es unverletzt zur Höhe. Bald darauf starb er im Ruf der Heiligkeit.

Günther ward ob seiner Missetat vom Erzbischof in den Kirchenbann getan. Auch ihm nahte sich der Tod. Er starb 1137 zu Regensburg. Von Reue erfaßt, bat er, in Admont begraben zu werden. Sein Vertrauter, der den Leichnam dorthin brachte, übergab auftragsgemäß „über dem Altar des Hl. Blasius“ zu Händen des Stiftes eine Reihe von Gütern, darunter die Kirche St. Martin. Günthers Vater Pilgrim, der vorgeblich diese Güter vom Patriarchen von Aquileja zu Lehen hatte, war damit ganz und gar nicht einverstanden. Er riß sie gewalttätig an sich; um den Gegenwert zu sichern, tauschte er sie gegen Besitztümer des Markgrafen Ottokar ein. Als aber dieser vom Erzbischof über den wahren Sachverhalt unterrichtet wurde, übergab er sie 1140 zu Leibnitz endgültig dem Stifte. Als Erzbischof Eberhart 1160 zu Laufen die Besitztümer Admonts feierlich bestätigte, ward unter ihnen ausdrücklich angeführt „die Kirche St. Martin bei Strazganch“.

Die Güter des Stiftes, die St. Martin unterstanden, erstreckten sich schon früh über die Mittelsteiermark. Um 1207 gehörten dorthin: Eggenfeld, Gleinz, Nassau bei Radkersburg, Felgitsch, Gams, Lasselsdorf, Laßnitz, Freiland, Muckenau, Stübing, Kulmburg, Megersdorf, Afram, Deutschfeistritz. Das ausgedehnte Streugut ward bis 1603 von weltlichen, verheirateten „Pröpsten“ verwaltet. Von 1225 an sind ihre Namen bekannt: Darunter Gundacher um 1225, Konrad von Jaringen 1245, Dietmar 1269, Ekhard 1319, Andrä 1326, Otto 1329, Jolstein 1367, Jakob der Lanterbeck 1381, Niklas der Lenghaimer 1404, Jörg Rekknitzer 1448, Thomas Rottaler 1466, der als Wohltäter der Grazer Stadtpfarrkirche um 1492 dort sein schönes Epitaph erhielt. Von 1509 an blieb die Propstei nahezu ein Jahrhundert im Besitz der Familie Breuner, die das schönste Grabdenkmal des Domes schuf. Kumar fällt, ich weiß nicht auf welche Quellen gestützt, ein vernichtendes Urteil über die Pröpste oder deren Pächter, vor denen „kein Archiv, kein Pergament, kein altes Papier zu ehrwürdig war, wenn es sich um den Gewinn eines Groschens handelte.“ Nach Wichner gelangten sie selbst in großen Wohlstand, so daß zuweilen die Äbte von Admont bei ihnen Anleihen machten. Daß das Stift in Geldnöten kommen konnte, erklärt sich unter anderem daraus, daß Admont und die übrigen Stifte Steiermarks in bedrängten Zeiten des Landes unerhört hohe Abgaben an den Staatsäckel zu leisten hatten. Als beispielsweise 1529 Ferdinand I. die „Quart“ ausschrieb, das heißt, Abteien und Klöster zur Ablieferung des vierten Teiles ihres Vermögens verpflichtete, um den Abwehrkampf gegen die Türken zu finanzieren, mußte Admont nicht weniger als 17.500 Pfund aufbringen. Für den Fall der Musterung und des Aufgebotes sollte St. Martin ständig zwei Knechte mit Roß und Harnisch bereit halten. 1603 nahm das Stift die Administration wieder in eigene Regie und bestellte Verwalter. Der erste war 1603 Thomas Sinekowitsch.

Das Schloß bestand nach Wichner ursprünglich aus einem mächtigen Turm, an den die alte Kirche, meist nur Kapelle genannt, angebaut war, gleich dem „stockh“, den Wirtschaftsgebäuden und einem zweiten Turm. Natürlich war eine Rauchstube vorhanden, deren Laube 1453 ausgebessert wurde. „Im Jahre 1550 wurde das Schloß gründlich umgebaut, der alte Turm bei der Kirche und ebenso diese selbst wegen Baufälligkeit niedergerissen und im Neubau aufgeführt, an der Stelle des Turmes ein neues Tor gebaut, die Maierstube und ein zweiter runder Turm, den der Wind abgetragen hatte, neugedeckt, auch 1572 und 1574 wurden neue Bauten im Schlosse und Meierhofe errichtet, so ein neuer Stockh, ein Weinzierlhaus und Pressehaus gezimmert, die Kapelle gepflastert und die Turmuhr ausgebessert.“ (Wichner-Schwach.)

Die heutige Form des Schlosses und Gotteshauses verdankt St. Martin dem tatkräftigen und baulustigen Abt Urban. Am 1. Juli 1638 schloß er den Bauvertrag mit Peter Vasol. (Siehe Mosaik.) Im Verein mit seinem Bruder Hans, dem Steinmetz, hatte er zwei Jahre zuvor den Admonterhof in Graz umgebaut. Hans war sicher auch beteiligt an der Fertigung der schönen Rundsäulen des breit ausladenden Arkadenganges im Schloß, wie des schlichten Portals der Kirche. Der Umbau des Schlosses, das nach Schwach jetzt erst seine Ecktürme bekam, scheint rasche Fortschritte gemacht zu haben, denn das „Tor gegen den Berg“ trägt oder trug die Jahreszahl 1638. Die Kirche wurde an neuer Stelle, einen Steinwurf gegen den Berghang hin, neu aufgebaut. Wie an den Schloßtürmen hat man auch hier altertümelnde Formen angewandt, wohl früheren Bauten entlehnt. Der viergeschossige Turm trägt einen vierkantigen Spitzhelm, das Schiff ein steiles Keildach — also gotisierende Elemente in einer Zeit, in der schon de Pomi's Mausoleum eindrucksvoll Spätrenaissance und Frühbarock zur Schau stellte.

Am schlichten Renaissanceportal steht die Jahreszahl 1642 und der Name des Bauherrn Abt Urban. Er hatte, wohl seinem Namenspatron zu Ehren, laut Inschrift die Kirche den Tutelaribus, den Schutzheiligen St. Martin und St. Urban geweiht. Noch

heute thront am Scheitel des Hochaltares, den sonst die Hl. Dreifaltigkeit einzunehmen pflegt, Papst Urban, der Patron des Weinbaues, eine mächtige Traube in der Hand. Das Mittelstück des Altars, den Urban schnitzen ließ, St. Martin hoch zu Roß, der Bettler, nicht wie heute liegend sondern aufrecht sitzend, steht heute in der Landesgalerie (Tafel 11). Er war, um 1740 überflüssig geworden, in die gleichfalls stiftadmontische Kirche St. Martin am Grimming, 1738 erbaut, versetzt worden. Dort ward er vor wenig Jahren durch ein Gemälde verdrängt und an die Galerie verkauft. Das Schildchen weist ihn einem berühmten Frühbarockbildhauer zu, Michael Z ü r n dem Älteren. Geboren um 1583 in Waldsee in Schwaben, war er um 1638 mit seinem Bruder Martin nach Oberösterreich gekommen, wo sie gemeinsam Kruzifixe, Kanzeln und Altäre schnitzten: für Wasserburg, Burgkirchen, Eggelsberg, Schloß Klamm, Kapellen, St. Georgen an der Matig. Bei der regen künstlerischen Verbundenheit von Oberösterreich und Obersteiermark war es nicht verwunderlich, daß sich Stift Admont den Meister nach seinem Besitztum bei Graz holte. Um 1656 schufen die Brüder einen Martinsaltar für Kapellen bei Aspach. Der Bettler ist hier wesentlich leidender, der Heilige mit gesenktem Haupt ällicher dargestellt. Nur das halbkreisförmig wallende Ringelhaar ist hier wie dort beinahe wörtlich dasselbe. Die Steifheit, ja Starre (Bettler) zu St. Martin erweist die Arbeit als Frühwerk, man möchte sagen als zeremoniöse „Prinzipienschnitzerei“, die sich zu Kapellen zu einer menschlich vertieften Szene aus dem Leben wandelte. Von St. Martin bei Straßgang war der ganze Altar nach St. Martin am Grimming gewandert, wo nach dem Abverkauf die Assistenzfiguren Katharina und Barbara verblieben.

Um 1740 erst ward St. Martin das Pilgerziel der anspruchsvollen Kunstliebhaber, beherbergt es doch „ein Hauptwerk der kirchlichen Plastik des 18. Jahrhunderts in Steiermark“, Thaddäus S t a m m e l s „Roßaltar“. Die liebevolle Legende, daß der größte Barockplastiker Steiermarks, vielleicht der Alpenländer, ein Hirtenbübchen eines stiftadmontischen Kleinkeuschlers war, den ein Admonter Pater beim kindlichen Schnitzspiel überrascht und „entdeckt“ hat, ist durch Auffinden der einschlägigen Matriken zwar unpoetisch zerpfückt worden. Er war der Sohn des Bildhauers Johann Georg Stammel, mütterlicherseits der Enkel des Bildhauers Andreas Marx, als Josephus Antonius Stämmel am 9. September 1695 in der Grazer Stadtpfarre getauft. „Thaddäus“ Stammel unterschrieb sich selbst als Joseph Stammel, als solcher ist er auch im Admonter Sterbebuch am 21. Dezember 1765 angeführt. Wastlers Lexikon kennt den Namen Stammels des Älteren noch nicht, Thieme-Becker weiß noch kein Werk anzuführen, Professor Popelka machte schon 1926 darauf aufmerksam, daß er vor 1695 für die Grazer Stiegenkirche gearbeitet haben mußte. Die Leistung selbst ist im betreffenden Schriftstück — einem Prozeßakt — nicht angegeben. Es erfüllt mich, den „Außenseiter“ der Kunstgeschichte, mit Genugtuung feststellen zu können, daß ich im Jahre 1949 im Grazer Franziskanerkloster einen „verschollenen“ Weißenkirchner, in St. Kathrein am Offeneck die bisher einzig bekannte und erhaltene Bildhauerarbeit Johann Baptist Fischers, des Vaters Fischers von Erlach, und die bis dahin einzige konkrete Arbeit Stammels des Älteren entdeckt habe: Eine hl. Dreifaltigkeitsgruppe in der Dekanatskirche Köflach. Die Statue selbst ist noch nicht eindeutig bestimmt. Für alle Verehrer der einmaligen Kunst des großen Admonter Plastikers ist es schon eine angenehme Überraschung, die eigenhändigen Schriftzüge seines Vaters schwarz auf weiß vor sich zu haben. Ich bringe sie in Abbildung 15.

War Thaddäus Stammel, geboren in einem (abgerissenen) Hause in der Nähe des einstigen Orpheums, auch kein stiftadmontischer Bauernbub, so ist er der überragende Barockplastiker doch geworden durch die Obsorge des Stiftes, das ihm einen Studienurlaub nach Italien und sodann ein jahrzehntelanges sorgenloses Arbeiten für Stift und Stiftskirchen ermöglichte. In Graz geboren, in Graz bei Jakob Schoy in der Lehre, ist Stammel durch seine definitive Anstellung ein Obersteierer geworden. Umso dankbarer

muß Graz Stift Admont und seinem berühmtesten Kunstjünger sein, daß es ihm 1738 zu St. Martin eine Monumentalarbeit übertrug: Die Aufstellung eines neuen Hochaltars. Er umschließt in pompöser Gesamtanlage 13 menschliche Figuren. Von ihnen werden wir 9 im Bilde sehen. Man verzeihe, daß wir die Schilderung mit drei Tierleibern beginnen. Denn Stammels einmalige Größe besteht darin, daß er, ein Anton Bruckner des Schnitzmessers, die Glorie der ewigen Herrlichkeit sinnfällig, aber auch Lust und Leid des Erdenlebens plastisch darzustellen wußte, in der gesamten Schöpfung, in Mensch und Tier und Landschaft. Sinnig hat er hier die drei Zeitalter des „Pferdelebens“ verkörpert und verewigt: Im Streitroß des Christenverfolgers Saulus, das von dem unverstan-

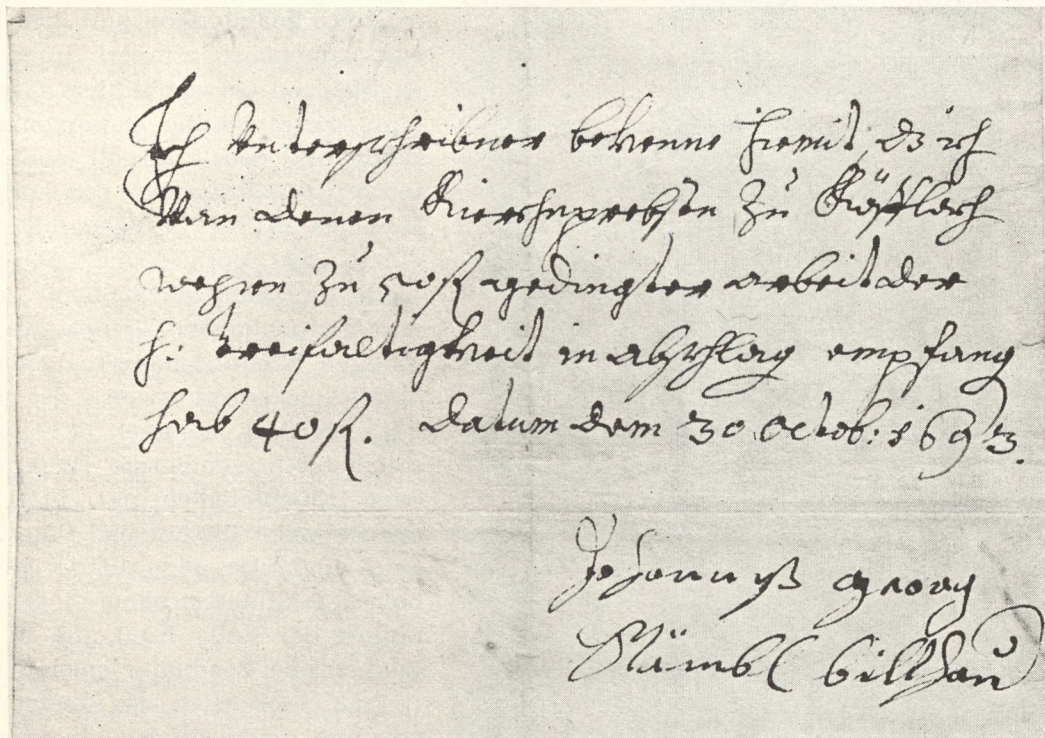


Abb. 15. Georg Stammels erste nachweisbare Plastik

denen Machtwort des himmlischen Mahners ins Mark getroffen, in die Knie brach, dann aber mit geblähten Nüstern, mit fletschend aufgerissenem Maul, grimmig gegen die Vis major in dumpfem Instinkt aufzubäumen sucht, die ungebändigte, ungebändigte Tierheit des Vollblutarabers; im Reitgaul des Titelheiligen, der standes- und „podiumsbewußt“, als sei er die Hauptperson einer Staatsaktion, nach den Regeln der „Hohen Schule“ mit spielerisch gehobenem Huf und wohlgefällig gesenktem Haupt mähnenumwallt umhertänzelt, die Eleganz und Reputanz des auf der Pferdheit Höhen wandelnden Vierbeins; in der dekadenten, „abgehalfterten“ kranken Schindermähre des hl. Eligius die schick-salergebene Unterwürfigkeit der ausgedienten Kreatur.

Bezeichnender weil vermenschlicht, die analogen Wesensstufen der ungleichen Reiter: Saulus (Tafel 15), der in gestäubtem Haar und zornig gerunzelter Stirn maßvoll an den Rüsselreiter der „Höllenfahrt“ in der Stiftsbibliothek erinnert und als Porträt Stammels gilt. Meisterhaft der erschrockene Blick, die gekniffenen Lider des Geblendeten, die nachtrotzende und doch schon irgendwie geläuterte Gebärde der gehobenen Rechten. Helmbuschgekrönt sitzt aufrecht St. Martinus im Sattel (Tafel 10), jeder Zoll ein römischer Kavallerieoffizier, scheinbar ungerührt von der Not des vor ihm zur Erde



Abb. 16. Apostel Bartholomäus

schwingt verklärt und triumphierend das hölzerne Pastorale; nachdenklich, beinahe schon wehmütig verkündet der davor sitzende Putto (Tafel 13) aus dem ihn halb verdeckenden Buch die vielbesungene Tat der Mantelteilung und Armenbescherung, der kleine Mann gegenüber, schon etwas gefaßter mit der Palme in der Hand den Nachruhm des römischen Soldaten a. D. und frommen Bischofs in spe. Deutlicher freilich tut dies Amtskollege Eligius, der segnend über Pferd und Altar die Rechte hebt. Helm und Mitra liegen abgenommen an den Kanten des Standbildsockels, wenn es noch notwendig gewesen wäre, sichtbarlich und plastisch zu verkünden soldatische Pflichterfüllung und hohepriesterliche Segnung, Kampf des Diesseits und Lohn des Jenseits, gleichermaßen sichergestaltete Freude am Leben in Schöpfer und Schöpfung, an Gott und Mensch und aller Kreatur. Einen reizenden Barockengel haben wir in Abbildung 14 gleichsam als

gesunkenen Häufleins Elends, des kleidungheischenden Bettlers, allein laut Legende des von Engelshand aufgeschlagenen Lebensbuches: Martinus, annoch Katechumene, hat Mich mit einem Mantel bekleidet! ist die Tat der opferfrohen Nächstenliebe bereits geschehen, die Statue sinnbildet also das gute frohe Gewissen nach beherzter Guttat. Der sicher gemeißelte Soldatenkopf mit dem kleinen Lippenbart erinnert irgendwie an Meinrad Guggenbichlers Georgskopf, der wehmütig emporstarrende Bettler mit dem kraftvoll modellierten Brustkorb etwas an den Leib des Heilands in Schoys Vesperbild . . . Allein trotz Vorbild und Lehrer, es bleibt an Thaddäus Stammel genug und übergenuß des Eigenen, des Originellen, Niegeschauten und Unnachahmlichen, beispielsweise der unerhört lebhafteste, pagenhaft devote und spitzbübisch neugierige Reitknappe oder Hufschmiedlehrling (Tafel 14), der zwischen Bischof und Pferd sich neigt und, das abgetrennte Pferdebein dem Stummel nähernd, sich königlich der Rolle freut, die er vor Bischof und Beschauer spielen darf.

Zum Lieblichsten, das Stammel geschaffen, gehört das himmlische Quartett der Engelsbuben: Einer trägt (Tafel 12) heldisch und doch etwas linkisch den pensionierten Kampfspeer, bezeichnend kehrt er sich vor dem Christ und Heiliger gewordenen Togaträger ab. Das Gegenstück dicht unter dem Pferdekopf

Motto bedacht vorangestellt, als hölzerne und doch vergeistigte und beschwingte Apotheose Stammel'scher Kunst: Palme in der Hand, Lorbeer im Gelock ...

Die beiden schlichten Seitenaltäre haben keine Statuen. Der ganze „Aufbau“ besteht aus oben halbkreisrund geschlossenen Bildern. Das schwächere linke zeigt die Hl. Familie, vervollständigt durch die Urheiligen des Benediktinerordens. Benediktus und Scholastika. Sie trägt ein Pastorale, er schmiegt sich enge an die Madonna. Das Jesukind wechselt vom Schoß der Mutter unbemerkt zu ihm herüber. Trotz des schwarzen Habits erhält man so den Eindruck der bekannten St. Antoniusszene. Hat Abbas Antonius von Meinersberg dies bewußt veranlaßt? Jedenfalls ließ er sein Wappen mit der Jahreszahl 1740 in Form eines Schlußsteines an der Tonnendecke anbringen. Weit aus abgeklärter, leuchtender und geschlossener wirkt das Bild des rechten Seitenaltars: Die Enthauptung der Hl. Barbara. Der Scherge zieht, beängstigend hart hinter der Märtyrin postiert, sein überlanges Schwert, während die andere Hand mit derbem Griff das Haar der Jungfrau umkrallt. Umso rührender wirkt die gottvertrauende Ruhe der Heiligen. Das allzurobuste Preußischblau des Waffenhemdes des Henkers sieht „restauriert“ aus. Die Farben des reichen Gewandes der Märtyrerjungfrau aber sind wohlthuend gebrochen und abgetönt, der Ausdruck des edlen Antlitzes ist klassisch schön, wir haben es hier mit einem Prachtbild eines leider unbekanntnen Malers zu tun.

Auf der Musikempore steht ein derzeit recht defektes Positiv, an der Brüstung hängen zwei längsrechteckige Bilder, Mariä Verkündigung und Krippe zu Betlehem, an den Schiffswänden, dem Rahmen nach Gegenstücke, zwei recht ungleiche Gemälde: Steif, flächig und hausbacken gemalt St. Martinus, dramatisch in der Komposition, dynamisch im Wechselspiel von Licht und Schatten Isaaks Opferung. Eine Belebung der kahlen Schiffswände versuchen nicht erfolglos zwölf überlebensgroß in Sepia gemalte Apostel. Am Fuße des Jakobus major hat sich Karl Schweitzer verewigt, der die Gemälde 1845 restauriert hat, unter Matthäus (Abb. 17) ist der Entwerfer und Maler überliefert. Johannes Krackner. Wastlers Steirisches Kunstlexikon kennt den Namen nicht. An



Abb. 17. Apostel Matthäus

sich wäre es ganz gut möglich, daß Stift Admont den Künstler von auswärts geholt hat. Aber auch Thieme-Beckers kontinentumspannendem Künstlerlexikon ist der Name fremd. Die Matriken von Graz verzeichnen etliche Maler mit ähnlichem Namen: Khazner Christoph starb schon 1661, Krätzer Jakob heiratet erst 1780, Karcher Johann Valentin, „Maller zu Klagenfurt“, heiratet 1764. Kräxner Matthias, Maler auf Schloß Pernegg, heiratet 1747, Kräxner Josef, heiratet als Witwer 1750. Mir ist zuweilen durch den Kopf geschossen, daß es sich bei dem Freskant um den Exjesuiten Georg Kraxner, der sich ab und zu nach seinem Vater Johann nannte, handeln könnte. Er saß damals in der Pfarre Straßgang und war, wie sein Altarentwurf für den Dom beweist, ein guter Zeichner ... Vielleicht aber ist der Freskant doch in ganz anderer Umgebung zu suchen. 1744, also just um die mutmaßliche Zeit der Freskierung, sah sich die eifersüchtelige Konfraternität der Maler und Bildhauer wieder einmal veranlaßt, bei der Obrigkeit eine ellenlange Liste von „Fröttern“ und „Störern“ und „Stimplern“ zu vernadern. Darunter auch einen sicheren Johannes Grächler „in der schürkhlgassen“, also in der Schörgelgasse.

Die Archivalien von St. Martin gingen in den Wirren der NS-Jahre verloren, die von Stift Admont sind seither noch ungeordnet. Ein zweimaliger Versuch, dort nähere Einzelheiten über die Baugeschichte der Schloßkirche zu erkunden, schlug somit fehl. Ich muß mich also derzeit damit begnügen, Einschlägiges aus einem der aufschlußreichsten Bücher der steirischen Kunstgeschichte hieherzusetzen, aus Jakob W i c h n e r s „Kloster Admont und seine Beziehungen zur Kunst“. Aus dem 16. Jahrhundert tragen wir also nach: „Im Schlosse St. Martin wurde ein alter baufälliger Thurm abgetragen und die Kapelle niedergerissen, an deren Stelle schon 1557 eine neue erscheint. Die Neuerhebung eines hinteren Schloßflügels kostete 620 Pfund. Als Baumeister finden wir Anton N a c h t i g a l.“ Nach der Erbauung der heutigen Kirche, 1655, „ließ Abt Urban eine Wasserleitung anlegen und den Brunnen im Schloßhofe mit einem steinernen Bassin versehen. Ein Stein trug die Inschrift: VrbanVs hVIVs aqVae DVctVs InVentor InstItVtor.“ Graf Wildenstein, damals Pächter des Gutes, ließ die Brunneneinfassung 1810 nach seinem Schlosse St. Gotthard schaffen, um sie dort aufzustellen. 1671 malte ein unbekannter Maler für die Kirche ein ungenanntes Altarbild um 11 fl, im nämlichen Jahr lieferte Steinmetz Johann Bapt. Solar zu Graz an die Kirche zwei Steinsäulen mit Basen und Kapitälern um 46 fl, um 1740 besorgte sein Berufskollege Matthias Pirger, der uns als Pircker noch wiederholt begegnen wird, um 503 fl Steinpflaster und Altarstufen für die neue Kirche. Den Holzaufbau des Stammel-Altars schuf der Grazer Tischlermeister Johann Georg R i c h t e r. Einen Auszug aus dem Kontrakt bringen wir im Mosaik.

St. Martin hat mancherlei Umwälzungen mitgemacht. 1797 diente das Schloß als Feldspital, 1798 als Artilleriearsenal, 1814 als Lazarett, später als Sommerresidenz der Chorherrn, die bis 1885 das akademische Gymnasium in Graz leiteten. Daher die Grabsteine mit dem Admonter Wappen an der Kirche zu Straßgang. Zu Beginn des ersten Weltkriegs bekam es eine neue segensreiche Mission: Hofrat Prälat Josef Steinberger errichtete dort die vielbesuchte bäuerliche Fortbildungsschule. Im Jahre 1937 löste das Land den Besitz, den es 1914 gepachtet hatte, vom Stifte ab. In der nationalsozialistischen Ära wurde der hochverdiente Priester aus seinem Lebenswerke hinausgedrängt. Im Krieg fielen 73 Bomben auf den Grund des alten Stiftsbesitzes nieder, eine vor das Kirchenportal, die Fenster und Dach beschädigte, andere in den Hof, wo zwei Arkadenbogen zerstört wurden. Auch die Wohnung des nun wieder in Ehren eingesetzten Bauernapostels. Durch seine Wirksamkeit für Volk und Heimat bekam nachträglich St. Urban mit der Weintraube und St. Martin mit seinen drei Rössern eine tiefere Begründung, durch Stammels unvergängliches Kunstwerk die steirische Bauernhochschule eine künstlerische Weihe.